

Naturschutz als Existenzfrage

Sierra Leone hat den größten Naturwaldbestand Westafrikas. Zum besseren Schutz soll ein Nationalpark Weltnaturerbe werden.

Von Thomas Veser

FREETOWN, im Juni. Als sich Graham Greene in den dreißiger Jahren vom Atlantik her Freetown näherte, bot sich dem englischen Schriftsteller und Journalisten ein überwältigender Anblick: „Der feuchte Tropendunst waberte durch die tiefer liegenden Straßen und legte sich wie Rauch über die Hausdächer.“ Hinter der Hauptstadt der damaligen britischen Kronkolonie, die Ende des 18. Jahrhunderts von englischen Philanthropen für befreite „Negersklaven“ aus Amerika gegründet worden war, ragten dichtbewaldete Hügel in die Höhe.

An dem Panorama aus dem Bilderbuch hat sich wenig geändert. Es täuscht aber nicht über die komplizierten Beziehungen zwischen Stadt und Natur hinweg. Lebten in Freetown zu Greenes Zeiten einige hunderttausend Menschen, sind es heute 1,5 Millionen. Viele waren während des Bürgerkriegs von 1999 bis 2002 aus ihren Heimatregionen in die vermeintlich sichere Stadt geflüchtet. Die meisten erleben den Alltag seither als mühsamen Kampf ums Überleben.

Freetown ist stark gewachsen – auf Kosten des Waldes. Es entstand Bauland für neue Häuser, und für die Haushalte und Fischräuchereien der Stadt Tombo brauchte man Brennholz. Im 175 Quadratkilometer großen Western Area Peninsula Forest, heute Nationalpark und wichtiger Teil des Oberguinea-Waldblocks, befindet sich das zentrale Wassereinzugsgebiet. Von dort beziehen die Hauptstädter ihr Trinkwasser, das für seine Reinheit berühmt ist. Nach einer beunruhigenden Zunahme von Erdbeben und Überschwemmungen im Einzugsgebiet der Hauptstadt ist die Regierung vorsichtig geworden. Vor zwei Jahren sagte Staatspräsident Ernest Bai Koroma, dass Frieden und Stabilität in der westlichen Region nur über den Schutz des Parks zu haben seien. Um für dieses Anliegen die Sympathie der Anrainer zu gewinnen, stellte die Regierung bessere Verdienstmöglichkeiten in Aussicht: Wer den Wald und dessen Ressourcen nicht mehr nützen kann, braucht neue wirtschaftliche Perspektiven. Die könnten sich etwa durch die Ausbildung zu einem gefragten Beruf erschließen: zum Handwerker, Schneider oder Friseur.

Auch der Ökotourismus gilt in diesem Landesteil mit seinen Sandstränden als erfolgversprechend – zurzeit dienen die Strände allerdings als wilde Hausmülldeponien. Eine weitere Möglichkeit bietet die Landwirtschaft. Die Kursteilnehmer erwerben zugleich das nötige Know-how für die Vermarktung der Produkte in der nahen Hauptstadt. Mit Obst- und Gemüseanbau hatten die Küstenbewohner bisher wenig Erfahrung. Sie widmen sich traditionell der Fischerei.

Als Partner für diesen Wandel empfahl sich die Weltungerhilfe. Die auf rund drei Millionen Euro geschätzten Kosten für die Anfangsphase werden überwiegend von der Europäischen Union beigesteuert. Gewinnen will man die Anrainer, auch die vielen Frauen und Männer, die in den Randbezirken der Hauptstadt Felsbrocken mit Hämmern zu Schottersteinen zerkleinern. Das Material ist für den Straßenbau bestimmt. Bei John Bangura gleich nebenan geht es beschaulicher zu: Der „Forester“ widmet sich mit seinem Team der Aufzucht und Pflege von Setzlingen, die in der Baumschule nach Arten getrennt in Topfreihen angeordnet sind. Akazien, Avocado-, Orangen- und Zitronen-Pflänzlinge werden ebenso kultiviert wie jene des Papaya- oder Mangobaums.

Wo heute Schottersteine geklopft und Jungbäume gezogen werden, stand noch vor 15 Jahren dichter Wald. „Die Bewohner, unter ihnen viele Flüchtlinge, brauchten Feuerholz. Am Schluss war der Wald einfach weg“, erzählt der Förster lakonisch. Obstbäume, die in der Pufferzone um den Naturwald gepflanzt werden, bleiben wegen ihrer begehrten Früchte unbehelligt. Deshalb setzt Bangura mit seinen Männern unermüdlich Jungpflanzen in den Boden der 50 Meter breiten Gürtel-

zone. Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Gut 300 Hektar wurden 2011 neu bepflanzt, 2012 waren es 500. Etwa 60 Prozent der Holzernte dienen als Brennholz, es stammt vor allem von schnell wachsenden Akazienarten. Einen Anteil von 30 Prozent machen Obstbäume aus, zehn Prozent der gepflanzten Bäume sollen als Blickfang die Grenze zum geschützten Wald markieren, zu einem Naturwald, in dem es bis zur Dämmerung so unheimlich still ist, dass Graham Greene ihn „the dead forest“ nannte.

Als die Rebellen Mitte der neunziger Jahre Freetown eroberten, suchten ganze Familien Zuflucht im Dickicht. Sie sammelten Brennholz und stellten Holzkohle her. Dort verbarg sich damals auch Doris Fatima Webber. Die Gründerin einer Nichtregierungsorganisation für Frauenrechte unterrichtet in einer Berufsschule junge Frauen. „Im Wald habe ich Brennholz gesammelt, um es tagsüber im Ort zu verkaufen“, sagt sie. „Das waren jedes Mal fast zehn Kilometer Fußweg hin und zurück.“ Nicht wenige der Frauen, die sie heute unterrichtet, teilten als Kinder ihr Schicksal. „Es gab nichts zu essen, deshalb haben wir Holz gesammelt und verkauft“, erzählt die 19 Jahre alte Hawa, die sich zur Schneiderin ausbilden lässt. Die achtzehnjährige Salematou erinnert sich noch gut daran, wie sie als Kind Schottersteine klopfen musste. Sie möchte Köchin werden. Vielleicht wird sie später einen Stand betreiben und Mahlzeiten zubereiten.

Der feuchtschwüle Wald ist auch Lebensraum von Dutzenden Säugetier- und 320 Vogelarten; der überwiegende Teil davon kommt nur in Sierra Leone vor. Eine Schimpansen-Population ist im eingezäunten Schutzgebiet Tacugama heimisch, einem Ausflugsziel für Ökotouristen.

Als der Wald zum geschützten Nationalpark erklärt wurde, bedeutete das einen folgenreichen Einschnitt. Sich dem Gesetz zu fügen und den ressourcenreichen Naturwald aufzugeben sei den Menschen nicht leichtgefallen, berichtet Victor Haffner, „Headman“ (Ortsvorsteher) in der Gemeinde Kossoh Town. „Aber wir müssen die Natur bewahren, von dort kommt das Trinkwasser.“

Nun setzt die Regierung auf ein neu gegründetes Lernzentrum, das die Anrainer über die ökologische Bedeutung des Waldes aufklären soll. Auch im Schulterricht ist der Umweltschutz besser verankert. Allerdings sind es weniger die Verarmten, die dem Nationalpark die folgenschwersten Schäden zufügen; Begüterte auf der Suche nach Villen-Bauland setzen dem Wald weitaus stärker zu. Sie profitieren von einer juristischen Besonderheit der Westregion, die 1961 mit dem Hinterland als Sierra Leone unabhängig wurde. Nur dort kann Gelände offiziell gekauft werden. Über Schmiergelder gelingt es ihnen, begehrte Lagen in unmittelbarer Parknähe zu erwerben – die Bäume werden einfach in Brand gesteckt.

Zudem gibt es hier Vorkommen von hochwertigem schwarzem Basalt und weiteren Rohstoffen. Ihrer Förderung steht der Wald buchstäblich im Wege. Offiziell kümmern sich rund 40 Foresters um den Schutz des Waldes. Gegen die bestens bewaffneten und modern ausgerüsteten Holzdieb-Banden können sie aber nichts ausrichten. Es ist ein offenes Geheimnis, dass in den Naturwäldern weiter Tropenholz geschlagen und illegal außer Landes geschafft wird. Daher hatte die Regierung 2008 den Transport und die Ausfuhr von gesetzeswidrig geschlagenem Holz unter Strafe gestellt. Aber es lässt sich schwer überwachen. Bis heute verliert die Staatskasse deswegen jährlich Dutzende Millionen Dollar an Einnahmen.

Vor einiger Zeit überreichte die Weltungerhilfe den Foresters Erste-Hilfe-Kästen und Macheten. Mehr kann und will die Organisation nicht leisten. „Wir dürfen uns als westliches Hilfswerk keine Polizeivollmachten anmaßen“, sagt Projektleiter Jochen Moninger. Chancen für einen besseren Schutz verspreche die angestrebte Aufnahme des westlichen Waldes in die Unesco-Welterbeliste. Dadurch würde sich die Regierung vertraglich verpflichten, für die Rettung des einzigartigen Regenwaldes einzustehen. Immerhin hat der Wald mit fünf anderen Welterbestätten-Vorschlägen inzwischen den Weg auf die Unesco-Tentativliste für Sierra Leone gefunden. Damit das Pariser Welterbekomitee bei einer der nächsten Sondersitzungen darüber entscheiden kann, muss Sierra Leone offiziell den Antrag auf Aufnahme stellen. Damit scheint es die Regierung aber nicht sonderlich eilig zu haben.



Rohstoff Holz: Schiffsbau in der Stadt Tombo in Sierra Leone

Foto Thomas Veser